

Format de citation

Winkelbauer, Thomas: Rezension über: Ernst Zehetbauer, Geschichtsforschung und Archivwissenschaft. Das Institut für Österreichische Geschichtsforschung und die wissenschaftliche Ausbildung der Archivare in Österreich, Hamburg: tredition, 2014, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 123 (2015), 1, S. 255-257, DOI: 10.15463/rec.1189740091

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

masculinity/femininity and front/homefront that are at the center of Hämmerle's work. It would have been useful (at least in the introductory essay) to know how the author situates German-Austrian war experiences alongside those of historical actors who identified as something other than German.

In sum, this collection of essays makes good on its claim that a „rewriting“ of the war is in order. This rewriting necessarily focuses on gender (among other things) because the wartime and postwar experiences themselves were unmistakably gendered. Here Hämmerle scores, to use a basketball metaphor, a slam dunk. If future military historians write the war as a story of ungended men and marginalized women, they have not been watching the game. To have the writings of one of Austria's leading historians of war compiled in a single volume is of great value.

Portland, Oregon

Maureen Healy

ERNST ZEHETBAUER, Geschichtsforschung und Archivwissenschaft. Das Institut für Österreichische Geschichtsforschung und die wissenschaftliche Ausbildung der Archivare in Österreich. tredition, Hamburg 2014. 518 S. ISBN 978-3-8495-7660-8.

Der Autor, Absolvent des 62. Ausbildungslehrgangs des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung (1998–2001), hat eine umfangreiche Philippika gegen das Institut vorgelegt. Das Werk besteht aus zwei nicht in einem Zug verfassten Teilen. Die in den Jahren 2006 bis 2008 im Gestus der Anklage und der Aufdeckung von angeblichen Malversationen bei der 2001 abgehaltenen Staatsprüfung geschriebenen Kapitel 6 und 7 (S. 384–497) behandeln, aus der subjektiven Perspektive eines teilnehmenden Beobachters in einer als sowohl korrupt als auch absurd geschilderten fremden Kultur, die Geschichte des Instituts in den Jahren seit dem Amtsantritt von Direktor Herwig Wolfram (1983). Zehetbauer gibt an, ihm sei 2003, zwei Jahre nach der Staatsprüfung, bewusst geworden, dass er bei dieser, aber auch bereits bei der Aufnahmeprüfung zwei Jahre davor, und zwar insbesondere im Fach Lateinische Paläographie, betrogen worden sei. „Der entscheidende Scheinwerfer [...] ging mir Mitte Jänner 2006 auf [...]“ (S. 455) Daraufhin machte er es sich anscheinend zur Lebensaufgabe, die angeblichen Missstände am Institut zu entlarven. Er verfasste ausführliche, an das Wissenschaftsministerium adressierte, aber dort, je länger, je mehr, offenbar nicht für bare Münze genommene und dementsprechend behandelte Schriftsätze. Zwischen Februar 2006 und April 2008 schickte er nach eigenen Angaben nicht weniger als 13 Schreiben mit zusammen 225 Seiten ab. Im Juni 2009 ging eine, Ende 2011 wieder stillgelegte, Internetseite online, auf der Zehetbauer Textbausteine aus den 13 Briefen veröffentlichte, woraus schließlich die Kapitel 6 und 7 des vorliegenden Buches hervorgegangen sind.

In einer kritischen Auseinandersetzung mit der von Herwig Wolfram herausgegebenen 15-bändigen „Österreichischen Geschichte“ (1994–2006) vertritt Zehetbauer die (durch keine Quelle belegte) These, sie sei als Replik auf Ernst Bruckmüllers „Sozialgeschichte Österreichs“ (1985) konzipiert worden. „Die wissenschaftliche Auseinandersetzung zwischen Ernst Bruckmüller und dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung“ sei „in hohem Maße deutungswürdig“. Und der Autor „deutet“, anscheinend ohne jede Spur eines Zweifels: „In der spezifischen Auseinandersetzung zwischen Bruckmüller und dem Institut bekämpften einander nicht der Klerikalismus und der Nationalismus (oder gar der Liberalismus), sondern es bekämpften einander im Endeffekt zwei gegensätzliche Klerikalismen – der verklemmt-neurotische (quasi ständestaatliche) Klerikalismus Bruckmüllers (und Hanischs [des von Wolfram ausgesuchten Autors des Bandes über die Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert; Th. W.]) auf der einen Seite und der quellenpositivistisch-psychotische (quasi reichische) Klerikalismus der hintergründig überlieferten Institutslinie auf der anderen Seite.“ (S. 398) Was

soll man als Rezensent zu einer derartig kühnen „Deutung“ sagen, noch dazu, wenn man der Autor eines Doppelbandes der „Österreichischen Geschichte“ ist?

2011 fasste Zehetbauer den Entschluss, eine Geschichte des Instituts seit seiner Gründung im Jahr 1854 zu schreiben, die ungefähr vier Fünftel des Buches einnimmt. Die wichtigsten ungedruckten Quellen dieser – nicht anders als der zuerst geschriebene zweite Teil – an Wortklaubereien und Haarspaltereien, apodiktischen Urteilen und an den Stil von Maturazeitungen erinnernden Formulierungen, spitzfindigen Syllogismen und Sarkasmen reichen Kapitel 1 bis 5 (S. 12–383) sind die das Institut betreffenden Akten in den Abteilungen Allgemeines Verwaltungsarchiv und Archiv der Republik des Österreichischen Staatsarchivs, insbesondere die jährlichen Berichte der Institutsvorstände an das übergeordnete Ministerium. Abgesehen von den – ermüdend monotonen – „Schlussfolgerungen“ bietet die Institutsgeschichte gegenüber der bisherigen Literatur, insbesondere den einschlägigen Büchern von Leo Santifaller (1950), Alphons Lhotsky (1954) und Manfred Stoy (2007), wenig Neues. Zehetbauer macht sich grundsätzlich über das am Institut – als historische Grundlagenforschung – betriebene Erschließen und Edieren von Quellen und über die intensive Pflege der Historischen Hilfswissenschaften lustig. Er vermag in Quelleneditionen nicht mehr zu sehen als das „paläographisch richtige und stilistisch fachgerechte Abschreiben einzelner alter Dokumente“, das „nichts mit Geschichtsforschung zu tun“ habe (S. 54). Den am Institut erarbeiteten „Regesta Habsburgica“ wirft er vor, dass ihnen bei ihrer Gründung keine historische „Fragestellung“ zugrunde lag, nämlich: „Was sind die politischen, sozialen, ideologischen und sonstigen Grundlagen der habsburgischen Herrschaft in Österreich? Die im Rahmen des Forschungsunternehmens der Habsburger Regesten verfolgten Fragestellungen lauteten stattdessen: Wo sind Habsburger Urkunden? Wo sind keine? Wie viele sind jeweils da? Welche davon wurden bereits früher einmal abgeschrieben und irgendwo gedruckt? Welche muss man neu abschreiben, damit sie jetzt besser gedruckt werden können?“ (S. 170) Der Autor begreift offenbar nicht, dass Regestenwerke, ebenso wie Quelleneditionen, den Charakter von der künftigen Spezialforschung dienenden Grundlagenwerken haben und ihre Erarbeitung hochqualifizierte Forschungsarbeit voraussetzt und ist. Es sei ihm die (übrigens kurzweilige) Lektüre von R. B. C. Huygens' „Ars edendi. A practical introduction to editing medieval Latin texts“ (Turnhout 2000) nahegelegt.

Die Geschichte des Instituts reduziert Zehetbauer im Kern darauf, dass „schrittweise bestimmte jeweils zeittypische Quellenpositivismen durch andere, inhaltlich oder typologisch besser passende Quellenpositivismen ersetzt worden sind“ (S. 43). Auch nach 1918 sei an der „Fiktion“ festgehalten worden, „alte Dokumente seien aus der Natur der Sache heraus Quellen per se und das Abschreiben von Urkunden und Akten oder sonst ein x-beliebiges und zusammenhangloses Hantieren mit historischen Objekten (oder vielleicht auch deren Verehrung und Anbetung) wäre einem systematischen Forschungsprozess gleichzusetzen, der im Rahmen einer ausformulierten Fragestellung auf wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn abzielt“ (S. 223). Institutsvorstand Heinrich Fichtenau schließlich (ausgerechnet er, der Autor von in mehrere Sprachen übersetzten historiographischen Meisterwerken wie „Das karolingische Imperium“ und „Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts“!) habe „den überlieferten Quellenpositivismus und die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Denkmuster und Vorstellungswelten unbeeindruckt durch die 1960-er und 1970-er Jahre“ hindurchmanövriert, „worauf sie dann unter der Direktion Herwig Wolframs (1983–2002) sogar noch, wenn auch nur unter Zuhilfenahme der Notbremse, in das 21. Jahrhundert hineingerettet werden konnten“ (S. 314).

Das vorliegende Buch zeichnet eine mit recht plumpen Klischees arbeitende Karikatur des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung und seiner Geschichte, der man als Rezensent nicht mit rationalen Argumenten begegnen, sondern die man nur zur Kenntnis nehmen kann. Wer an einer wissenschaftshistorisch elaborierten, sehr gut kontextualisierten und vergleichend angelegten Analyse der am Institut für Österreichische Geschichtsforschung in den

ersten 60 Jahren seines Bestehens (und darüber hinaus) dominierenden Forschungspraktiken und deren Entwicklung interessiert ist, dem sei stattdessen Daniela Saxers gleichzeitig erschienenes Werk „Die Schärfung des Quellenblicks“ (München 2014) empfohlen.

Wien

Thomas Winkelbauer

Christoph NONN, Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert. (Schriften des Bundesarchivs 73.) Droste, Düsseldorf 2013. 454 S., 24 Abb. ISBN 978-3-7700-1629-7.

Seine Schüler nannten ihn „Zeus“. Der Neuzeithistoriker Theodor Schieder (1908–1984), ab 1942 Ordinarius in Königsberg, ab 1948 in Köln, war eine der Schlüsselfiguren der bundesdeutschen Geschichtswissenschaften in der Epoche, die sich an die unmittelbare Nachkriegszeit anschloss. So fungierte er ab 1957 als Herausgeber der HZ und ab 1967 als Vorsitzender des Verbandes Deutscher Historiker (VHD). Zu seinen Schülern zählten so bedeutende und unterschiedliche Gelehrte wie Hans Ulrich Wehler, Wolfgang Mommsen, Thomas Nipperdey, Lothar Gall und Ernst Nolte.

Im Rahmen der Debatte über die Rolle wichtiger Historiker im Nationalsozialismus, die während des Deutschen Historikertages von 1998 begann, geriet Schieders Rolle während der NS-Zeit in den Brennpunkt der Kritik jüngerer Wissenschaftler. Christoph Nonn, Professor für Neueste Geschichte und Landesgeschichte in Düsseldorf, hat nun eine umfassende Biografie Schieders vorgelegt. Das unbestreitbare Verdienst von Nonns Studie ist zweifellos das differenzierte und detaillierte Bild, das er dank der gründlichen Auswertung von Schieders Nachlass vom Historiker als Wissenschaftsorganisator, Mentor und Mäzen sowie als historischem Denker während der Nachkriegszeit zeichnet. Nonn stellt den von ihm selbst als konservativ, von Schieders Schüler Hans Ulrich Wehler dagegen als linkskonservativ beurteilten Gelehrten (tatsächlich war Schieder mit politischen Statements extrem zurückhaltend) überzeugend als Förderer verschiedener progressiver Aufbrüche dar. Dem „entnazifizierten“ Schieder gelang es vortrefflich, sich konservativen, aber vom NS-Regime persönlich betroffen fühlenden Historikern der unmittelbaren Nachkriegszeit zu empfehlen. Später ebnete der Kölner Ordinarius jenen seiner Schüler, die später als Gründungsväter der Historischen Sozialwissenschaften fungierten, trotz mancher Einwände den Weg. Als Herausgeber der HZ ermöglichte er offene Debatten, so die Fischer-Kontroverse, und förderte die Abwendung von der klassischen deutschen National- und Politikgeschichte und die Öffnung zu sozialgeschichtlichen, aber auch globalgeschichtlichen Themen. Als Ewiggestriger kann Schieder jedenfalls nach 1945 kaum bewertet werden, so ging er nicht nur gegenüber jedem Geschichtsrevisionismus klar auf Distanz, sondern entzweite sich auch, als er als Herausgeber des Standardwerks „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Mittel- und Ostmitteleuropa“ anregte, die Geschichte der Vertreibungen in den Kontext der NS-Herrschaft über Osteuropa zu stellen, mit zahlreichen Heimatvertriebenen. Ein absolutes Tabu waren für seine Mitarbeiter allerdings kritische Fragen zu Schieders eigener NS-Vergangenheit.

Als Geschichtsdenker erwog Schieder unterschiedlichste theoretische Ansätze auf origineller Weise, ohne sich jedoch festzulegen. Einerseits betonte er, in Tradition von Otto Hintzes Auseinandersetzung mit Karl Lamprecht, die prinzipielle Offenheit geschichtlicher Abläufe und die Willens- und Handlungsfreiheit des Einzelmenschen. Andererseits zeigte er sich, ebenso wie Werner Conze, gegenüber der Annales-Schule weitgehend aufgeschlossen, eine Haltung, die Lutz Raphaels Urteil von der „trotzigen Ablehnung“ bundesdeutscher Historiker gegenüber Fernand Braudel und seinen Kollegen widerspricht. Etwas zu kurz kommt bei Nonn m. E. die Faszination, die, im weiteren Sinne, „dialektisches“ Denken auf Schieder ausübte. In diesem Kontext wäre auch seine Marx-Rezeption in den 1950er Jahren einzuordnen. Diese wurde zwar in ihrer Absicht, den eigentlichen Marx positiv der damaligen offiziellen